

Dorothea Müller

Was hinter dem Spiegel ist



NordPark

Dorothea Müllers Geschichten sind von rauer Realität.
Doch nichts bleibt, wie es scheint. Das Verborgene
schwingt unausgesprochen mit.

Die Idylle bricht, das Vorurteil wird ausgehöhlt.
Und wenn der Blick hinter den Spiegel fällt, erkennt
man, wie nah Weinen und Lachen beieinanderliegen.



Dorothea Müller

Was hinter dem Spiegel ist

Erzählungen



NORDPARK

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe
2019

© Dorothea Müller

Lektorat: Christian Oelemann

Umschlagentwurf: Malte Roß

© dieser Ausgabe NordPark Verlag, Wuppertal

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt

Gesetzt in der Sabon

Printed in Germany

ISBN 978-3-943940-59-6

NordPark Verlag · Klingelholl 53 · D 42281 Wuppertal

www.nordpark-verlag.de

Inhalt

- 7 Wie die Geschichten entstehen
- 9 Am Anfang war das Wort
- 11 Kindheitsbilder
- 14 Ein christliches Haus
- 16 Wanda
- 18 Drei Schritte zur Freiheit
- 20 Alles hat seine Zeit
- 22 Wie man Spaghetti wickelt
- 25 Alles oder nichts
- 28 Fürchtet euch nicht
- 30 Schwesterherz
- 34 Herr Moiden und das uneheliche Kind
- 36 Weit ist der Weg ins Kaffeehaus
- 39 Kleine Nachtmusik
- 40 Wo man singt
- 42 Nina
- 46 Ohnmächtige Ratlosigkeit
- 48 Alterslos
- 49 Ameisen tanzen
- 51 Warten
- 52 Mike, die Kunst und der Frust
- 54 Feier Abend
- 56 Diego
- 62 Mir schenkt man keine Veilchen
- 66 Marta
- 69 Olivenhain
- 73 Wiederbegegnung
- 81 Sven
- 84 Es hat geklingelt
- 87 Die Trauerrede
- 91 Gezeiten

- 97 Mauerblicke
 - 102 Ein Tag
 - 107 Dienstfahrtende
 - 110 Lied für drei Stimmen
 - 114 Hände, die das Brot brechen
 - 116 Ach Luise
 - 119 Karl Erwin
 - 121 Auf dem Weg zur Endlichkeit
 - 124 Stundenprotokoll
 - 127 Hausbesuch
 - 130 Und vergib uns unsere Schuld
 - 132 Taubenbotschaft
 - 135 Wandlungen
 - 139 Wer zuletzt lacht
 - 142 Das letzte Kapitel
- 145 Vita

Wie die Geschichten entstehen

»Der Baum kann sich den Vogel nicht aussuchen, der auf ihm landet«, sagt ein chinesisches Sprichwort.

Erfindet ein Schreiber Geschichten – oder suchen sie ihn, damit er ihnen Gestalt gibt und sie festhält?

Manche Geschichten erscheinen schemenhaft. Schatten, wie Scherenschnitte im Sonnenlicht, die auf schwankenden Vorhängen tanzen.

Andere liegen auf dem Weg wie ein Stein, der sich nicht umgehen lässt.

Immer sind sie schon da, wollen geformt und bearbeitet werden.

Sie dulden vieles, aber verzeihen nie, wenn man ihrer Wahrheit nicht achtsam begegnet.

Am Anfang war das Wort

Die leise Stimme der Tante. Ich liege im Bett. Im Halbdunkel sehe ich ihre Gestalt, wenn ich die Augen öffne.

Aber noch schöner ist es, die Augen geschlossen zu halten, während sie spricht.

Die Geschichte, die sie erzählt, zaubert Bilder in meinen Kopf.

Hell scheint der Mond durch die nachtdunklen Äste der Bäume. Rehe huschen vorbei, und ein Eulenruf warnt die Kinder, die sich im Wald verirrt haben.

Ich bin ohne Angst. Wörter und Sätze hüllen mich ein. Ich weiß, dass alles gut ausgehen wird, wie immer in den Geschichten der Tante. Sie sind alt, die Geschichten. Die Tante hat sie von ihrer Mutter gehört, die von ihrer Mutter und die von ihrer Mutter. Sie stehen in keinem Buch und sind in einer besonderen Sprache, die auf den Straßen und Höfen gesprochen wird.

Ich mag diese Sprache sehr, auch wenn ich zu Hause anders sprechen soll. Die Tante spricht mit mir meistens Hochdeutsch. Aber die Märchen erzählt sie auf Platt.

Die Tante kennt viele Geschichten. Ich will sie immer wieder hören. Wort für Wort, immer wieder.

Die Tante hat Bücher. Aber nicht für Kinder. Dicke Bilderbücher, die ich mir gerne ansehe. Die Tante sagt, das ist Kunst. Von berühmten Malern und Bildhauern. So wie Sulamith, Onkel Rudolf und Wohle, nur größer. Wie Riesen, frage ich. Die Tante lacht.

Die Tante lacht oft und macht *Spökes*. Damit ich keine Angst habe, wenn die Sirenen heulen und die Tiefflieger kommen. Sie hofft, dass ich den Abend vergessen habe, als Glas- und Granatsplitter auf meine Bettdecke geregnet sind.

Ich habe nichts vergessen, nur die Geschichten lassen alles vergessen.

Es ist Krieg. Es gibt wenig zu kaufen. Man tauscht. Einen Regenmantel für eine Bratpfanne.

Papier ist knapp. Verpackungsmaterial ist mitzubringen.

Buchseiten werden herausgerissen, um Wurst und Suppen-grün darin einzupacken. Unangeordnete Büchervernichtung – aber unumgänglich für viele.

Wir besuchen Tante Martha. Tante Martha hat Kinder. Die haben Bücher mit Bildern und merkwürdigen Zeichen, die Buchstaben heißen. Daraus werden Wörter, Sätze und Geschichten gemacht.

Jetzt liest die Tante mir vor. Vom *Hühnchen Sabinchen* und dem *Struwwelpeter*. Mir gefällt das Vorlesen. Die Geschichten mag ich nicht. Der *Struwwelpeter* macht mir Angst. Vor allem die Geschichte vom Daumenlutscher. Denn ohne meinen Daumen kann ich nicht einschlafen oder Geschichten hören.

Das *Hühnchen Sabinchen* finde ich blöd und feige. Erst ist es eingebildet und faul, dann wird es fleißig, aber nur, weil es Angst vor dem Kochtopf hat.

Aber ich sage das nicht, ich denke das nur. Sagen würde bedeuten, dass mir niemand mehr vorliest. Das zu riskieren, wage ich nicht.

Die Tante sieht, wie sehr mich die Bücher beeindrucken.

Die Kinder werden sie nicht hergeben.

Es gibt keine Bücher zu kaufen.

Die Tante hat nichts, was sie eintauschen könnte.

Sie kann malen.

Sie kann schreiben.

Sie kann basteln.

Sie macht ein Bilderbuch für mich. Für mich ganz allein. Es ist der kostbarste Schatz meiner Kindheit. Ich habe es noch heute, denn es hat mich mein ganzes Leben lang begleitet.

Kindheitsbilder

Alte Fotos. Glatzköpfig, blond gelockt, Zöpfe, Dutt und schon nicht mehr so blond. Die Haare um den Kamm geschlungen und zur Tolle festgesteckt.

Unter dem Weihnachtsbaum. Auf Tantes Arm. Im Sandkasten, auf dem Hof. Blümchen pflückend auf Sommerwiesen.

Pummelig, Staksbeine, Patschhände mit Grübchen.

Kleidchen, Spielhose, wintervermummt.

Die Augen lachend, ängstlich, erschrocken, verschmitzt, rätselhaft und uralt.

Kussmundchen, schmale Lippen, trotziges Kinn, Zahnlücken.

ICH.

Ich bin das, sage ich. Zeige auf das Haus, den Nussbaum, die Regentonne. Damals, als ...

Das warst du, sagst du. Und ich weiß, dass schon hier unser Missverständen beginnt. Bei der Grammatik. Ich bin das. War kann es doch erst heißen, wenn ...

Sieh mal, an den Augen kannst du es immer erkennen, dass ich es bin. Schon damals, als das Ich noch keinen Namen hatte und später, als das geheimnisvolle Es in meinem Leben auftauchte. Es, das arme Kind. Es, das zur Tante kommt. Es, das nicht essen will. Es, das eine Tracht Prügel verdient hätte. Es, dem viele Wörter verboten sind. Es, das eines Tages begreift, dass Es *Ich* ist.

Ich weiß. Ich bin. Ich fühle. Ich frage.

Es gibt Namen die ich nicht aussprechen darf. Namen voller Geheimnis.

Weiche Vokale, Silben, Wärme und Erinnerung.

Erinnerung, die zerfließt, ungreifbar.

Kinderspiele.

Die schwarze Köchin war da. Der Plumpsack geht herum,
und Dornröschen, das schöne Kind, schläft hundert Jahr.

Unter dem Nussbaum bin ich Vater, Mutter und Kind.

Koche Birkenblätter mit Taubnesselblüten.

Mein Haus habe ich mit Kieseln abgesteckt. Manchmal
tupft die Sonne kleine leuchtende Blitze auf die marmorierten
Steine. Sie sind warm, wenn ich sie später unter den Wurzeln
aufschichchte.

Ich will sie ausstreuen in der Vollmondnacht.

Hänsel und Gretel haben sich im Wald verirrt. Ich kenne
jeden Weg dort und finde immer nach Hause.

Vater, Mutter und Kind bleiben unter dem Nussbaum.

Ich gehe ins Haus.

Es ist im Haus, das Kind und will nicht essen.

Der Teppichklopfer liegt auf dem Tisch. Neben dem Tel-
ler.

Es muss ins Bett.

Es hat schon gelernt lautlos zu weinen.

Ich ziehe meine Knie bis ans Kinn. Rolle mich ganz klein
zusammen. Tränen laufen über die nackten Beine. Es riecht
nach getrocknetem Blut.

Unter der Bettdecke, wo mich niemand sieht und hört,
schluchze ich den Namen, den ich nie aussprechen darf:
MAMI.

Aber Mami kann mich nicht hören. Sie ist weg, lange
schon, und niemand antwortet mir.

Braun krabbelt es im lichten Grün der Buchenhecke.

Maikäfer flieg, singt die Tante, der Vater ist im Krieg.

Mein Papa ist auch im Krieg. Irgendwo in Russland.

Er hat mir selbstgemachte Bilderbücher geschickt. Sie lie-
gen eingeschlossen im Schrank. Ich darf sie ansehen, wenn
ich krank bin.

Ich bin oft krank.

Nach jeder Krankheit bin ich ein Stück gewachsen. Ärmel und Rocksäume werden verlängert, die Bilderbücher im Schrank verschlossen. Sie erzählen vom Papi, von der Mami und dem Kind, das ich bin.

Später dann, als er zurück kommt – ein fremder Mann, in dem ich den Bilderbuchpapi nicht wiederfinden kann, bringt er eine Frau mit, die Mutti heißt.

Aber da weiß ich schon lange, dass die Mami nie mehr kommen wird.

Er wird mit mir auf den Friedhof gehen. Schweigend werden wir das Unkraut zupfen und auf den Komposthaufen werfen. Ich werde alles von seinem Schweigen wissen und nichts verstehen.

Die Augen verraten es, siehst du? Dieses ALLES-SCHON-WISSEN, obwohl die Dinge noch ohne Namen sind.

Um den Mund ahnt man schon die Linie, die sich heute eingegraben hat. Damals hat das angefangen mein Gesicht zu werden.

Alles war schon erfüllt, erlitten. Freude, Trauer, Sehnsucht, Neid, Glück und Schmerz. Auch wenn ich die Worte dafür erst später erlernt habe.

Du lachst.

Aber ich sehe, dass du dich ertappt fühlst. Denn meine Worte verraten dir, wie viel ich auch von dir weiß.

Du hast ihn schon oft gemalt, den alten Mann. Mit Spuren und Linien, die in deinem Gesicht noch nicht sichtbar sind. Dessen Haar schon weiß leuchtete, bevor das deine seine Farbe verlor.

Viele Jahre hat es gedauert, bevor du mir deine Bilder zeigtest. Erst da habe ich dich erkannt, und endlich auch dieses Wort gelernt: Vater.

Ein christliches Haus – Oder: Jesus krümmelt nicht

Sitz gerade! Es gehört sich nicht, sich so auf dem Stuhl rumzuflecken!

Dampfende Schüsseln stehen auf dem Tisch. Teller und Besteck ordentlich ausgerichtet.

Haben wir schon gebetet? Keiner kann sich erinnern. Also sicherheitshalber: Hände falten, Blick senken, *KOMM-HERR-JESUS-SEI-UNSER-GAST*.

Warum wird der jedes Mal eingeladen? Gäste sind doch sonst nicht erwünscht. Aber Jesus krümelt nicht und hinterlässt keine Soßenflecke auf dem Tischtuch. Dafür sieht er alles. Oder war das Gott? Ob der auch auf dem Klo ... dann weiß er auch, dass ich da immer heimlich lese. Soll ich nicht. Jedenfalls nicht das, was ich will. Nur was mein Vater mir im Readers Digest markiert, das darf ich lesen. Natürlich lese ich dann erstmal das andere, was verboten ist. Menschen wie du und ich, darf ich. Das ist witzig. Letztthin stand da, wie man Gott zum Lachen bringt: Indem man ihm seine Pläne erzählt! Papa fand das nicht lustig. Denn Gott lenkt alles. Dass der Mensch denkt, hat er dabei sicher vergessen. Aber ich weiß, dass das zu dem Spruch dazugehört.

Das mit dem Denken ist sowieso komisch. Das können nur Männer. Das steht in der Bibel, sagt der Pfarrer. Darum sollen die Frauen gehorchen und in der Gemeinde schweigen.

Ich muss beim Essen auch schweigen. So kann ich dem Papa nicht rechtzeitig sagen, dass er wieder mit der Aufschnittgabel weiter isst oder dass ihm der Quark übers Kinn läuft. Komisch, dass er das mit dem Quark nicht merkt. Aber das kommt sicher vom Rasieren, da ist die Haut abgehärtet.

Wenn ich ihn rechtzeitig warnen könnte, bevor Mutti es

sieht, wäre es besser. Für Papa, meine ich. Er möchte ihr nämlich immer alles recht machen. Weil sie vornehm ist und aus einem wohlhabenden Elternhaus stammt. Papas Familie war nur kinderreich. Darum hat er auch nicht Klavierspielen gelernt wie Mutti. Die kann sogar Orgel spielen. Dann tanzen ihre Füße.

Orgeltanzen ist keine Sünde. Volkstanz darf man auch. Aber sonst ist Tanz Sünde, weil er vom Teufel kommt.

Der Teufel steckt fast überall drin. Vor allem im Alkohol. Darum verstecken sie ihre Flaschen im Wäscheschrank. Ich weiß das. Jeder hat sein eigenes Versteck. Aber darüber spricht man nicht.

Oma hat gesagt: Da wird der Mantel des Schweigens drüber gelegt. Oma sagt oft schöne Sätze. Auch wenn sie nicht immer stimmen, weil Mutti niemals was unter den Teppich kehrt. Sie saugt jeden Tag. Ich muss dann immer die Teppichfransen kämmen.

Meine Haare sind lang. Ich darf sie nicht abschneiden lassen. Auch wenn ich so sehr darum bitte, weil ich einen Bubikopf haben möchte. Papa erlaubt es nicht. Weil ich ein Mädchen bin.

Als ich noch klein war, habe ich jeden Tag darum gebetet, dass ich ein Junge werde. Jetzt weiß ich, dass das nichts wird, obwohl Gott alles kann. Aber es ist nicht sein Wille.

Einen Willen haben nur Erwachsene. Das ist nichts für Kinder und für Mädchen schon gar nicht. Die müssen still sein und gehorchen.

Das ist nicht immer leicht. Vor allem, wenn Onkel Walter einen immer begrabscht, wenn niemand mit im Zimmer ist! Petzen darf man auch nicht. Aber die würden mir ohnehin nicht glauben, weil ich das sicher nur falsch verstanden habe.

Die Gedanken sind frei. Hat die Oma vor ein paar Tagen gesagt. Wenn ich groß bin, lass ich sie alle raus. Wartet nur ab!

Wanda

Wanda. Ich hatte den Namen schon oft gehört, bevor ich sie zum ersten Mal sah. Wanda, die auf der Flucht ihren Mann und ihren Sohn verloren hatte.

Vater hatte sich auf den Weg zum Bahnhof gemacht. Mutter rannte hektisch durch die Küche, um die letzten Vorbereitungen zu treffen. Ich musste das Silber putzen. Ein Zeichen, dass Wanda zählte. Nicht jedem wurde die Ehre zuteil, das gute Besteck benutzen zu dürfen. Wanda durfte. Trotz allem. Ich wunderte mich und schwieg. Ich war mir sicher, ohnehin keine Antwort zu bekommen.

Mann und Sohn verloren. Auf der Flucht. Auch wenn man es eilig hatte, war die nötige Sorgfalt geboten. So hatte ich es gelernt. Eine eiserne Regel, die nicht gebrochen werden durfte. Andernfalls drohten Sanktionen. Das Strafarbeitenheft legte Zeugnis davon ab. Seitenweise.

»Sag Tante Wanda guten Tag«, forderte Vater mich auf und schob mich ein wenig vorwärts, um seiner Aufforderung Nachdruck zu verleihen. Ich bohrte meine Füße in den Boden. Die Arme dicht an den Körper gepresst, die Finger hinter dem Rücken verflochten, versuchte ich meiner Panik Herr zu werden. Dort stand Wanda und verströmte einen penetranten Geruch nach Mottenkugeln. Der wäre noch zu ertragen gewesen, wenn nicht ein um ihren Hals geschlungener Fuchs mich mit glitzernden Glasaugen angestarrt hätte. Mit zitternden Knien absolvierte ich meinen Knicks und stellte mich taub, als von Wanda »das schöne Händchen« gefordert wurde. Vater ließ ein verärgertes Brummen hören.

Bei Tisch wollte das Gespräch nicht so recht in Gang kommen. Eine unterschwellige Spannung schien unsere kleine Tischgesellschaft gefangen zu halten, bis Tante Wanda den Gesprächsfaden aufnahm.

Da mir eine Beteiligung am Tischgespräch nur nach ausdrücklicher Aufforderung erlaubt war, hing ich meinen eigenen Gedanken nach. Mit halbem Ohr lauschte ich Wandas Monolog, der sich erneut um das Verlorene drehte. Dieses Mal noch ergänzt durch die verlorene Heimat. Obwohl es mir nicht einleuchtete, wie man eine Heimat verlieren konnte, erstaunte mich nicht die Größe des Verlustes, sondern eher die Menge. Das ließ auf eine ordentliche Schlammerei schließen. So sehr war ich mit dem Unbegreiflichen beschäftigt, dass es mir entging, wie meine Lippen leise das Wort »Schlampe« formulierten. Offenbar nicht leise genug, denn Wandas spitzer Schrei »Fritz! Dieses Kind ist im-per-ti-nent!« ließ mich nicht nur zusammenfahren, sondern bedachte mich gleichwohl mit einem Sprühregen aus Krümeln und Spucke.

Auf der Stelle wurde ich ins Bett geschickt. Ohne Nachtisch, doch mit begleitenden Worten.

Der Ort der Verbannung erwies sich jedoch als okkupiert. Ein geblümtes Flanellnachthemd breitete sich gleich einer Eroberungsfahne darauf aus. Mir hatte man das Feldbett vom Speicher geholt. Hier sollte ich büßend reuigen Gedanken nachgehen. Doch die Gedanken sind frei. Sie umkreisten meine Welt, in der sich Verlorenes niemals rechtfertigen ließ, sondern mangelnde Sorgfalt und Unaufmerksamkeit unterstellte. Wanda ausgenommen. Die stand über den Dingen. Darum erstaunte es mich nicht weiter, als Wanda, im Bett liegend, lautstarke Blähungen entwichen, die jedes Mal von einem erleichterten »Ahh« begleitet wurden

Ich schwieg darüber. Auch als ich nach Wandas Abreise hundertmal den Satz »Ich bin ein böses Mädchen« in mein Heft schreiben musste.

Drei Schritte zur Freiheit

Fünfzehn

Zwischenzeit. Nicht mehr und noch nicht.

Sehnsucht und Aufmüpfigkeit. Aufbruch und Verharren.

Ein staksiger Backfisch.

Backfisch! Klingt nach Bürgermief und altem Zopf. Der bleibt dran!

Pferdeschwanz ist schon kess genug.

Krause Haare, krauser Sinn.

Nicht ständig die Nase in Bücher stecken! Handarbeit ziert die Maid!

Kalt und klamm ist das Bettzeug im Zimmer mit den ausrangierten Möbeln.

Eisblumen am Fenster. Verbannungsort.

Tränen laufen in die Ohren. So verrinnt Rebellion.

Und immer wieder geht die Sonne auf.

Lachen bis die Bauchmuskeln schmerzen.

Hoffnung, Angst, Begehrten.

Verheißungsvoll raschelt der Taft des Konfirmationskleides über seidenen Strümpfen.

KOMMHERRJESUSSEIDUUNSERGAST.

Zweifel, Zuversicht, Resignation.

Das Buch versteckt zwischen der Unterwäsche. Heimliches Lesen in der Nacht.

Der Lichtschalter knackt. Verrät den Ungehorsam, aber nicht den Hunger nach dem Wort.

Satzfetzen. Worte, deren Bedeutung sich noch nicht erschließen.

Laute die trösten, betören, verwirren, beruhigen, verstören.

Wissen schützt vor Torheit nicht. Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten.

Und Übermut tut selten gut.

Der schrille Schrei des Mauerseglers.

Pfeilschnell der Wechsel zwischen Schlag- und Gleitflug.

Schwarzes Gefieder. Flugspiele im Abendrot.

Himmelsstürmer, ohne Bodenberührung.

Lebenslang.

Laut mahnen die Glocken. Tag für Tag.

Achtzehn

Die Haare zum Knoten geschlungen.

Der Rocksäum umspielt die Waden.

Herr vergib uns unsere Schuld!

Du sollst Vater und Mutter ehren!

Welk sind die Blätter auf den Gräbern.

Und Schweigen ist Gold.

Einundzwanzig

Unten am Fluss wohnen Lachen und Tanz.

Den Rock geschürzt.

Und die Gedanken sind frei.

Gelöste Haare flattern im Wind ...

Morgen

Morgen lässt die Schere sie fallen!

Endlich frei!

Alles hat seine Zeit

Diese Schuhe! Mein Gott, diese Schuhe. Rentnerbeige mit Löchern. Wenigstens keine weißen Socken, das nicht.

Sie waren im Baumarkt. Vorige Woche war es der Bioladen in den Arkaden gewesen. Irgend etwas hatte er immer zu besorgen, wenn sie sich in letzter Zeit tagsüber trafen. Da war es praktisch, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, wie er meinte. In einem günstigen Augenblick würde er sie zwischen den Regalen an sich ziehen und leidenschaftlich küssen. Bevor oder nachdem er Zementdübel, Tofu oder was auch immer in den Einkaufswagen gelegt hätte.

Bevor oder nachdem. Niemals während, das hätte nur Hermann fertig gebracht. Aber der küsst sie schon lange nur noch flüchtig und ohne Begehrten.

Begehrten, das war es, das sie in seinen Augen gesehen hatte, als er im letzten Winter in den Bus gestiegen war, der sie täglich zur Arbeit brachte. Sein Auto war in der Werkstatt gewesen, und so musste er ein öffentliches Verkehrsmittel benutzen. Später hatten sie über diese Formulierung gelacht, nachdem die Zweideutigkeit eindeutig geworden war.

Zwei weitere Tage hatte er den Bus genommen. Am Abend des dritten Tages schellte ihr Telefon. Er hatte sie ins Ärztehaus gehen sehen, und auf welchem Weg auch immer ihren Namen erfahren.

Hermann war im Hobbykeller gewesen, aber er ging ohnehin so gut wie nie an den Apparat.

Am nächsten Tage hatten sie sich im Gewächshaus des botanischen Gartens getroffen. Draußen tanzten die Schneeflocken, und drinnen war ihnen in der feuchten Schwüle heiß geworden. Doch auch in der Winterkälte vibrierte die Luft zwischen ihnen.

Er hatte sie mit in sein Haus genommen. Wie selbstverständlich war sie neben ihm hergegangen.

Es empfing sie ein stilvolles Ambiente. Vom Seidenblumenstrauß, der mit den Farben der Polstergarnitur korrespondierte, bis zum Urinal im Bad wurde deutlich, dass auf Ästhetik und Hygiene Wert gelegt wurde. Alles ein Werk der Dame des Hauses, hatte er bemerkt. Deren Ordnungssinn ging mit festen Gewohnheiten einher. Die Abende der Woche waren akribisch eingeteilt, damit ehrenamtliche Tätigkeiten, Kosmetik- und Gymnastiktermine, Schwiegerelternbesuche und Kulturkonsum ihren Platz fanden.

Neben dem Hang zur Effizienz zeichnete sie sich durch Prinzipientreue aus. Dazu gehörte die strikte Weigerung das Dachzimmer zu betreten. Dort hatte er sich sein Reich eingerichtet: Möbel aus der Studentenzeit, Taschenbücher, Poster, eine Pfeifensammlung und alte Jazzplatten. Hier fielen sie sich, kichernd wie zwei Teenager, in die Arme. Vergaßen Hermann, die Dame des Hauses – und manchmal sich selbst.

Dank der vorhersehbaren Abwesenheit der Hausherrin, blieben diese Fehltritte unentdeckt. Mussten aber storniert werden, als dieselbe ihrerseits fehl trat, sich den Knöchel brach und permanent residierte. Seitdem hatte sich die Besuchsfrequenz des Baumarktes deutlich erhöht, die erotische jedoch entsprechend minimiert.

Nun stand er auf der Leiter, eine bestimmte Schraubensorte suchend. Die beige Wildledernen auf der Alu-Sprosse exakt in ihrer Augenhöhe. Sie konnte den Blick nicht abwenden. War es das, was sie gewollt hatte? Gebremste Leidenschaft zwischen Abflussfrei und Winkeleisen? Während er konzentriert im Schraubenkasten kramte, dreht sie sich entschlossen um und ging durch die Tür ins Freie.

Sie hatte Baumärkte noch nie gemocht, und beige Rentnerschuhe ...

Wie man Spaghetti wickelt ...

Zu den Mysterien des Alters gehört, dass einem häufig nicht bewusst ist, wie lange bedeutende Ereignisse zurückliegen.

Das wurde mir wieder einmal klar, als meine Heimatzeitung, die mit den Jahren auch Name und Erscheinung verändert hatte, die Meldung brachte: Vor 50 Jahren – der millionste Gastarbeiter!

Ohne es zu ahnen, schrieb ein Portugiese damit Nachkriegsgeschichte.

Ich erinnere mich noch deutlich, dass dem Überraschten Blumen und ein Moped geschenkt worden waren, ebenso daran, dass mich die Millionenzahl gewundert hatte.

In meinem Gedächtnis hatte ich den Geehrten allerdings als Italiener gespeichert. Denn Italiener, so wusste ich, waren die ersten, die in unser Land gekommen waren.

In unserem Viertel hatte sich niemand von ihnen angesiedelt. Ich sah sie höchstens einmal in der Nähe des Bahnhofs, wo sie, wie es schien, den Zügen nachsahen, die aus dem Tal fuhren.

Vico Torriani kannte ich natürlich. Ebenso den Papst. Aber der wohnte nur in Italien und war meistens gar kein Italiener. Da ich dem protestantischen Teil der Christengemeinde angehörte, beschäftigte mich das nicht weiter. Anderes dafür um so mehr.

Ob nun Vico Torriani oder die Enkelin meiner Nachbarin mein Interesse, oder besser gesagt, meine Neugier weckte, vermag ich heute nicht mehr zu sagen.

Beide sprachen die romantische Seite in mir an. Vico mit seinen Liedern, die Enkelin mit ihrer Liederlichkeit, weil sie, wie man sich zuraunte, sich einem der Gigolos hingegeben hatte, oder ihm zumindest verfallen war. Ich habe nie er-

fahren, ob die Geschichte stimmte. Jedenfalls hat sie meine Phantasie beflügelt, das ist gewiss.

Ebenso sicher ist, dass ich eines Tages einer Italienerin begegnete.

Überraschend und unvergessen. Sie sprach kaum ein Wort Deutsch, und ich war ihrer Sprache ebenso nicht mächtig. Dennoch kamen wir uns schnell näher, und unser erster, zaghafter Kontakt mündete in dem Wort: »Hämorrhoiden«.

Das mag verwundern und zeigt mir, dass die Geschichte dieser bemerkenswerten Begegnung wohl neu und anders erzählt werden muss.

Ich gestatte mir also einen neuen Versuch und beginne so:

Ich lernte die Frau im Krankenhaus kennen. Wir teilten uns gemeinsam ein Zimmer. Keiner sprach die Sprache des anderen, doch die Unbekannte verfügte über ein paar deutsche Worte. Sie war sehr freundlich, lächelte mir zu und stellte sich vor: Italien! Brindisi! Absatz, Stiefel! Und nach einer kurzen Pause: Maschin kaputt!

Freudig überrascht stellte ich fest, wie unkompliziert Kommunikation sein kann, wenn man nur will. Hatte mir doch Frau Brindisi mit nur sechs Worten so viel mitgeteilt, mehr als ich in so kurzer Zeit jemals zu erfahren gehofft hatte.

Nun aber wusste ich, dass Frau Brindisi aus Italien kam, ihr Mann oder gar sie beide im Schuhmacherhandwerk arbeiteten, Stiefel reparierten und Probleme mit einer ihrer Maschinen im Betrieb hatten.

Hier zeigte sich wieder einmal deutlich, dass es mir in meinem Leben noch nie an Phantasie mangelte, jedoch in erschreckender Weise an Geographiekenntnissen.

Ich fürchte, diese beiden Welten klaffen noch heute weit auseinander.

In der Mittagszeit erschien Herr Simonetti, wie er sich vorstellte. Kurz zuvor war der Arzt da gewesen, der, zu mei-

ner Verwunderung, meine Mitpatientin ebenso mit diesem wohlklingenden Namen angeredet hatte. Auf ihren Satz: »Maschin kaputt«, hatte er mit beruhigenden Worten geantwortet, die aber nur heftiges Kopfschütteln bei ihr ausgelöst hatten.

Herr Simonetti nahm Platz. Auf meiner Bettkante. Nachdem seine Frau laut und heftig auf ihn eingeredet und offenbar dazu ermuntert hatte. Lächelnd sah sie ihm zu.

Dennoch schien ihm die Situation ein wenig peinlich zu sein. Aber das hatte wohl mehr mit dem Thema zu tun, in das er mich einweihen sollte.

Frau Simonetti hatte nach der Operation erhebliche Probleme. Nicht mit der Narbe, die heilte gut. Darin war sie sich mit dem Arzt einig. Sie hatte große Schmerzen am Darmausgang, auch ohne direkte Inanspruchnahme desselben. Mit einiger Verlegenheit versuchte Herr Simonetti mich aufzuklären.

Entschlossen bat ich um einen Zettel, auf den ich klar und deutlich das Wort: »Hämorrhoiden« schrieb.

Rechtschreibung hatte mir immer mehr gelegen als Erdkunde. Das kam nun allen zugute.

Auch dem Arzt, der endlich wusste, was seine Patientin plagte.

Pronto, sagt mein Lieblingsitaliener, wenn er mir seine frisch bereiteten Spaghetti serviert. Wenn der Bruschetta-Vorspeisenteller abgeräumt ist und der Espresso noch auf mich wartet.

Danke! Das sage ich.

Den Simonettis für ihre Warmherzigkeit und ihr Lachen und dafür, dass sie mir gezeigt haben, wie man die langen Dinger elegant um die Gabel rollt.

Das und sie habe ich nicht vergessen, bis heute.

Alles – oder nichts

Hinterher hätte ich nicht mehr sagen können, wer von uns auf die Idee gekommen war, uns von den Höhepunkten unserer erotischen Abenteuer zu erzählen. Wahrscheinlich war es Hille gewesen, die Fachfrau für Liebesgeschichten.

Mit ihren rotbraunen Locken und einem Madonnengesicht wie auf alten Oblaten bot sie ein Bild der Unschuld. Hatte es aber faustdick hinter den Ohren, wie wir alle wussten.

Erst kürzlich noch hatte sie lautstark überlegt, ob sie ihre diversen Erlebnisse alphabetisch, chronologisch oder geografisch ordnen sollte.

Sie war es, die vorgeschlagen hatte, die Reihenfolge der Erzählenden auszulösen.

Denn im Gegensatz zu der jüngeren Generation, die in allem freizügiger zu sein schien, waren wir eher zurückhaltend, was Offenbarungen betraf.

Nicht, dass wir etwa braver und züchtiger gewesen wären, das nicht.

Zu meiner Erleichterung befand ich mich am Ende der Erzählkette. Somit musste ich mich nicht gleich offenbaren, sondern hatte Gelegenheit, zu überlegen, abzuwägen und zu vergleichen, während ich den Geschichten der Ausgelosten zuhörte.

Trotz oder auch wegen der zum Teil deftigen und überraschenden Geständnisse erfasste die Gruppe eine ungewohnte Heiterkeit, die die Zungen löste, die unglaubliche Erlebnisse preisgaben, und die Erzählenden von einer neuen, unbekannten Seite zeigten. Mag sein, dass der Rotwein, dem wir reichlich zusprachen, das Seine dazu beitrug.

Meine Gedanken fielen durch die Jahre. Zurück zu einem unvergesslichen Abend, der so vertraut begann und dann so

unglaublich anders war und wurde, dass ich ihn, nachdem Jahrzehnte vergingen, bis heute nie vergessen habe.

Wie schon so oft saßen wir am Abend zusammen, meine Freundin Irmí, John und ich. Wieder einmal war ich bei ihnen zu Besuch und wollte ein paar Tage bleiben.

Langsam legte sich die Dämmerung über den Garten, wir saßen im Wohnzimmer, John stand suchend vor dem Bücherregal. Ich blätterte in einer Zeitschrift als Irmí sagte, dass sie noch kurz unter die Dusche wolle und verschwand.

Gedankenverloren zündete ich mir eine Zigarette an, als John plötzlich verkündete, dass er mich jetzt verführen wolle.

Nur zu, meinte ich amüsiert, während ich Rauchkringel blies und ihnen ein wenig gelangweilt nachsah, bevor ich meine Augen meinem potentiellen Verführer zuwandte.

Sorgfältig schloss John die Vorhänge, zündete Kerzen an und knipste die Stehlampe aus. Ich sah ihm zu.

Seine Bewegungen schienen anders als sonst zu sein, geschmeidig, fast tanzend bewegte er sich durch den Raum. Auch seine Stimme hatte sich verändert, sie schien plötzlich tiefer zu sein, weicher und verlockender, während er die Blumen auf dem Couchtisch neu arrangierte.

Leise sprach er auf mich ein. Ich erinnere mich an seine Worte nicht, wohl aber an die Wirkung, die sie auf mich ausübten. Sie schienen mich zu streicheln, wohl wissend, wie und wo sie mich berühren sollten. Selbst sein Rücken sprach zu mir, als er Musik aussuchte, kurz anhörte und wieder verwarf, um eine andere CD einzulegen.

Der Rotwein funkelte im Glas, als er mit mir anstieß und meinen Namen flüsterte.

Es war plötzlich alles – und es war nichts. Nichts was sich erzählen ließe, oder wirklich geschah. Es war so intensiv, so wirklich, dass es jenseits aller Worte war und geblieben ist, bis heute.

Im allerletzten rettenden Moment kam Irmí, frisch geduscht, ins Wohnzimmer.

Was ist denn hier los?, fragte sie erstaunt.

John hat mich gerade verführt, stammelte ich, noch immer völlig durcheinander.

Oh ja, das kann er, lachte Irmí und schmiegte sich an John, der auf der Couch saß und die vorher arrangierten Kissen wieder ordnete.

Wie immer wurde es dann noch ein schöner Abend.

Die Kerzen ließen wir brennen, bis sie verlöschten.

Fürchtet euch nicht

Alles ist im Fluss, sagt eine chinesische Weisheit. Je älter ich werde, desto eher möchte ich behaupten, dass alles den Bach runtergeht. Dazu gehört nicht nur die Vorfreude, sondern ebenso die Freude am Weihnachtsfest.

Doch wenn ich im Erinnerungskästchen krame, muss ich zugeben, dass früher nicht alles so wundervoll war, wie man es sich gerne vormachen möchte.

Die mit Spannung erwartete Weihnachtsbescherung verzögerte sich Jahr für Jahr nicht nur erheblich durch Vaters Verkündigung der frohen Botschaft, sondern darüber hinaus durch das traditionell fest verankerte Aufsagen eines Gedichtes, sowie das Absingen der Weihnachtskantilene mit Texten von Matthias Claudius. Mutter spielte Klavier, Vater die Flöte und die Gitarre, und ich durfte den Text rezitieren, Jahr für Jahr. Der kleine Bruder musste nur still sein. Aber auch das war nicht leicht, denn die ganze Prozedur brauchte ihre Zeit.

Das Gedicht wechselte von Jahr zu Jahr. Die Strophen wurden länger und zahlreicher, denn mein Ehrgeiz wuchs mit der Zeit. Ich wollte mich selbst übertreffen und war oft versucht eigene Reime anzuhängen, oder, noch verlockender, ihnen eine neue Bedeutung zu verpassen.

Möglicherweise wurde mein Hunger nach Kreativität durch die Tatsache genährt, dass Vater eine stark ausgeprägte Liebe zu Schattenspielen hatte, deren Hauptdarstellerin, oder besser gesagt, Opfer ich Jahr für Jahr war.

Das Weihnachtsfest der Gemeinde ging unserer häuslichen Feier voraus.

Es hätten sich gewiss viele willige Darsteller finden lassen, aber Vater bestand darauf, dass ich die Königin seiner Wahl war. Sicher nicht zuletzt darum, weil ich in seinem Umfeld

lebte und somit immer verfügbar war. Denn die Proben fanden zu den unmöglichsten Zeiten statt.

Schon im Herbst hatte er sich auf die Suche nach einem geeigneten Erzähltext begeben. Oft wurde er bei russischen Schriftstellern fündig. An Tolstoi erinnere ich mich besonders. Wahrscheinlich darum, weil ich gezwungen war einen alten Menschen darzustellen. Dessen gemächliche Bewegungen waren meinem jugendlichen Temperament kaum angemessen. Vor allem deshalb nicht, weil ich darauf achten musste, stets mein Profil darzubieten. Sollte doch mein Schatten, der sich auf der hell erleuchteten Leinwand abzeichnete, stets vollkommen sein.

Vater war ein Perfektionist, der mir nicht den kleinsten Fehler nachsah.

Ich hatte zu schweigen, sei es bei den zahlreichen Proben oder der weihnachtlichen Aufführung. Vom Frieden auf Erden war die Rede, während mein Frust von Mal zu Mal wuchs.

Nur mit sorgfältig einstudierten Gesten durfte ich agieren, und obwohl ich mich ständig im ausgeleuchteten Scheinwerferlicht befand, heimste ich nicht einmal ein Wort des Lobes ein. Allein Vater gebührte der Applaus.

Abends im eiskalten dunklen Zimmer, an dessen Fenstern Eisblumen wuchsen, schwor ich mir, meinen zukünftigen Kindern diesen schrecklichen Weihnachtsfrust zu ersparen.

Ich habe Wort gehalten.

Keine Gedichte, keine Weihnachtskantilene, keine Weihnachtsgeschichte aus dem Evangelium, kein Schattenspiel. Selbst an den Weihnachtsliedern musste sich keiner abarbeiten.

Jesus hatte Geburtstag und wir beschenkten uns.

Doch wie beglückend war es, irgendwann ein Enkelkind zu haben und alles nachzuholen, was viele Jahre tabu war.

Nur das Geschenkpapier wird nicht mehr aufgebügelt.
Und was die Bändchen anbelangt, darüber kann man
reden.

Schwesterherz

Man hätte sagen können, dass sie bei Männern regelmäßig die Nieten zog. Doch vielleicht sah nur ich das so. Ich, die ich mich jedes mal neu auf den jeweiligen Favoriten einstellen musste, ohne von Verliebtsein geblendet oder gar blind zu sein.

Es schien, als würde sie sich vorzugsweise zu denen hingezogen fühlen, die über irgendwelche Defizite verfügten. Dem Ersten fehlte ein Unterschenkel, dem Zweiten der Verstand, dem Dritten das Benehmen und dem Vierten Arbeit und Geld.

Beruflich fühlte sie sich aber keineswegs zur Sozialarbeit hingezogen, was mich wunderte.

Ebenso erstaunte es mich, dass sie fortwährend daran arbeitete, ihre Biografie zu retuschieren. So lange und so gründlich, dass ihr Lebenslauf mir der einer Fremden zu sein schien. Mir, die ich doch ihre Schwester war, die mit ihr Zimmer, Haus, Hof und Eltern geteilt hatte, aber offenbar keine gemeinsame Erinnerung. So war der Vater zu einem Despoten und Tyrannen mutiert, die Mutter zum willenlosen Schatten ihrer selbst – meinem Gefühl nach war es eher umgekehrt gewesen – und sie selbst zu einem intellektuellen Überflieger. Lediglich der nicht sehr reichlich ausgestattete Geldbeutel der Eltern hatte das Elitestudium verhindert und jedwede Karriere gebremst, bevor sie Fahrt aufnehmen konnte. In Wahrheit aber hatte die klammheimlich Hochbegabte lediglich die Mittlere Reife erworben.

Ich liebte meine Schwester, auch wenn ich sie immer weniger verstand. Was dazu führte, dass ich zunehmend an meiner eigenen Wahrnehmung zweifelte, meine Erinnerungen in Frage stellte und einen pathologischen Befund meines Geisteszustandes gelegentlich nicht ausschließen konnte.

Denn was sie erzählte klang so sicher, so überzeugend und glaubwürdig, dass ich nicht einmal zu einer Gegendarstellung in der Lage war.

Ich vermag nicht zu sagen, ob ihr das gefiel oder ob sie es gar nicht bemerkte.

Trotz unseres geringen Altersunterschieds war ich immer die große Schwester gewesen. Wohl auch, weil die Eltern mich darauf programmiert hatten. Die »Große«, die der Kleinen alles nachsieht, sie beschützt und vor Gefahren bewahrt. Wie es schien, funktionierte das emotionale Räderwerk noch immer so perfekt, dass ich mich aus dem surrealen Spießrutenlauf nicht befreien konnte. Wie bei einem Glockenspiel war ein Freier nach dem anderen an mir vorbeigezogen und jedem sollte ich Respekt, Bewunderung und Zuneigung entgegenbringen.

Mein Urteil war meiner Schwester wichtig, auch wenn sie es grundsätzlich ignorierte.

Nun saß sie wieder einmal mit einem Neuen an meinem Tisch. Er hatte den Arm schützend um seinen Teller gelegt und schaufelte das Essen in den sich niemals ganz schließenden Mund, aus dem kleine Bröckchen und große Worte fielen.

Geld hatte er, das war nicht zu übersehen. Seine Beine waren auch heil, was sich an seinen Aktivitäten unterhalb der Tischplatte zeigten. Mit äußerster Aktivität traktierte er meine Waden, sodass ich schleunigst in die Küche flüchtete.

Als ich zurückkam, hatte der Hoffnungsvolle eine Schüssel auf dem kahlen Kopf, aus der sich einige Spiralnuedeln wie Schläfenlocken kringelten, während ihm Soße über die nun blassen Wangen lief.

Über unsere hingegen liefen die Lachtränen, nachdem er laut fluchend die Wohnung verlassen hatte.

Es gibt also noch Hoffnung. Das mit der Biografie klären wir auch noch, oder?

Herr Moiden und das unehrliche Kind

Kürzlich las ich im »Stern«, dass durch das Leben von Kester Schlenz ein unsympathischer Geselle geisterte. Ein Herr Moiden, über den die Erwachsenen heimlich flüsterten und dem sie blutige Taten unterstellten.

Ein wahrlich unangenehmer Zeitgenosse, den man, wenn das Wort nicht verboten gewesen wäre, freiweg als *Arschloch* tituliert hätte.

Jahre später wusste Kester, dass er der Wahrheit bereits im kindlichen Alter nahe gewesen war.

Von »Herrn Moiden« hatte ich in jungen Jahren hingegen nichts gehört. Die Tatsache, dass ich ein paar Tage älter als Kester bin, mag dazu beigetragen haben. Denn im und nach dem Krieg waren die Menschen nicht nur mehr in Bewegung, auch die sparsamere Nahrungsaufnahme hielt die Aktivitäten von Herrn Moiden in Grenzen.

Obwohl die Population von *Arschlöchern* gewiss nicht geringer war als heute, waren sie zwar verbal geächtet, aber dennoch aktiv.

Doch das durchschaute ich erst später. Dann nämlich, als mein Ohr für unsere Sprache hellhöriger und empfänglicher wurde.

Auch wenn ich bedenke, dass sowohl Wahrnehmung als auch Erinnerung selektiv sind, so möchte ich doch behaupten, dass in meiner Kindheit das Thema »Unehelichkeit« eine große Rolle spielte. Nicht nur die Frauen wurden verachtet, die ein Kind ohne Vater in die Welt setzten, sondern vor allem auch die Kinder, die mit einem solchen Makel geboren wurden.

Ich stimmte dem allen aus vollem Herzen zu, auch wenn meine kindliche Meinung niemals gefragt war. Hatte ich doch stets »unehrlich« statt »unehelich« verstanden. Das

war nicht nur auf einen Hörfehler zurückzuführen, sondern auch darauf, dass ich mir unter »unehelich« nichts vorstellen konnte.

Von Ehe hatte ich noch nichts gehört. Zwar wusste ich, dass es Männer gab, die auch Vater oder Papa hießen. Aber sie waren nicht präsent. Sie waren im Krieg, in Gefangenschaft oder vermisst.

Trotzdem wurden Kinder geboren.

Sie und ihre Mütter wurden ausgegrenzt. Auch für mich waren sie mit einem Makel behaftet. So lange jedenfalls, bis ich erkannte, dass es nicht um *Unehrlichkeit* ging.

Diese Erkenntnis traf mich tief und war für mein weiteres Leben entscheidend.

Von diesem Tag an wusste ich, was Heuchelei, Verlogenheit, Ungerechtigkeit und Scheinheiligkeit sind. Auch wenn ich die Begriffe dafür noch nicht kannte, hatte ich verstanden. So klar und deutlich, wie Kinder verstehen, immer und überall auf der Welt. Wenn sie noch nicht abwägen, kalkulieren, bedenken, taxieren und abschätzen. Sondern wissend und sehend sind.

Wohl dem, dem auch später der Mut geblieben ist, die Dinge beim Namen zu nennen.

Auch wenn wir auf die Hämorrhoiden gerne verzichten.